Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 322. **Dienstag** den 27. Juni 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. Juni.

Im Frühjahr erregte die öffentliche Meinung ein aus höchst geringfügigem Anlaß hervorgegangenes **Duell**, das zu Coblenz zwischen einem Leutnant Döring und einem Studenten Namens Klöpekorn zum Austrag gekommen war. Der Streit begann auf einem Tanzboden eines Ortes in der Nähe von Coblenz, er artete zu Thätlichkeiten aus, und das Ergebniß war eine Forderung auf Pistolen bis zur Kampfunfähigkeit. Das Ende war, daß der Student erschossen wurde. Erörtert wurde damals, ob auch die Bestimmungen bei diesem Handel beobachtet worden seien, die am 1. Januar 1897 vom Kaiser erlassen worden sind, um dem Duellunfug zu steuern. Da dies seiner Zeit in Zweifel gezogen worden ist und außerdem noch andere falsche Mittheilungen über den Vorgang verbreitet worden sind, so hat sich jetzt das Generalcommando des VIII. Corps in Coblenz veranlaßt gesehen, eine Darstellung des Hergangs zu veröffentlichen, die sich absoluter Objectivität befleißigt, wie sich schon daraus ergiebt, daß sie sich in allen wesentlichen Puncten mit den Mittheilungen deckt, die Anfang April von dem Vater des gefallenen Studenten veröffentlicht worden sind. Die Absicht des Generalcommandos geht dahin, zu erweisen, daß bei dem Vorgange nicht nur der kaiserlichen Ordre gemäß, sondern auch vollständig „correct" verfahren worden sei. Wir können trotzdem von der Ansicht nicht abgehen, die wir damals geäußert haben, daß es sich vor dem öffentlichen Rechtsgefühl nicht rechtfertigen läßt, wenn man solche Streitigkeiten und die Vernichtung eines jungen Menschenlebens, das mit schweren Verpflichtungen gegen Familie und Staat belastet ist, auf die gleiche Waagschale legen wollte. Außerdem aber sind auch in der Darstellung des Generalcommandos noch einige neue Puncte, die nicht ohne Einspruch passiren können. Die Darstellung des Hergangs beginnt damit, daß der Leutnant sich „in Civil" auf den Tanzboden nach Güls bei Coblenz begeben habe. Er hatte dort mit einem jungen Mädchen getanzt und diesem die Verpflichtung abgenommen, als es den Tanz wegen Müdigkeit abbrach, auch nicht mit dem Studenten zu tanzen. Und nun geht die Darstellung des Generalcommandos weiter:

Nach einer Auseinandersetzung mit dem jungen Mädchen ging der Student Kl. zu dem Leutnant D., stellte sich ihm vor und bat ihn, herauszukommen. Draußen fragte Kl. den D., wie er zu dieser Aeußerung dem Mädchen gegenüber käme. Leutnant D. — etwas animirt und erregt durch die Haltung Kl.'s mit verschränkten Armen ihm gegenüber — fragte zurück, wie er dazu käme, ihn in dieser Weise zu stellen. Kl. wiederholte seine Frage mehrmals in ruhiger Weise, erhielt aber ähnliche Antworten wie zuvor vom Leutnant D. mit dem Zusatze, er wisse wohl nicht, wen er vor sich habe, und es sei eine Unverschämtheit oder Frechheit, ihn so zur Rede zu stellen. Hierauf versetzte Kl. dem D. eine Ohrfeige. Dieser stürzte sich nun auf Kl. und hieb mit dem Ausdruck „Käpel, Lump, Feigling" auf ihn ein. Die Ringenden wurden alsdann von Dazwischentretenden getrennt.

Das Bezeichnende hieran ist, daß der Officier es nach seiner Auffassung nicht für erlaubt oder seinem Stande angemessen hielt, in dem Kleide seines Berufes ein Local zu besuchen, trotzdem aber in der Auseinandersetzung, in der er sich nicht so benahm, wie das bürgerliche Gewand es beanspruchen muß, sich auf den Officier hinausspielte. Nach der Mittheilung des Generalcommandos heißt es weiter, daß der „Unparteiische" nach dreimaligem Kugelwechsel den Kampf aufheben konnte. Das ist aber nicht geschehen; im Gegentheil, das Generalcommando erzählt weiter:

Nach dem dritten Kugelwechsel meldeten die Secundanten des Kl. an, daß sie nach dem nächsten (also vierten) Kugelwechsel einen Sühneversuch vorschlagen würden. Dieser Sühneversuch wurde von der Partei des Lt. D. abgelehnt. Beim fünften Kugelwechsel erhielt Kl. den tödtlichen Schuß in den Unterleib.

Und nun heißt es zum Schluß: „Ein Ausgleich nach einer so schweren thätlichen Beleidigung, wie die hier vorliegende, war ausgeschlossen; eine Sühne konnte nur unter schweren Bedingungen eintreten. Diese Bedingungen sind jedoch ganz allein vom Leutnant Döring, als dem einzig Zuständigen, gestellt worden. Der Ehrenrath konnte mit Rücksicht auf die Schwere der Beleidigung gegen dieselben nichts einwenden; eine weitere Einmischung kam ihm nicht zu." Hier hört die Sache auf, für uns verständlich zu sein. Ein Officier provocirt „in Civil" Thätlichkeiten, spielt sich dann auf den schießenden Leutnant hinaus und — ist der „einzig Zuständige", der zuletzt darüber verfügt, bis zu welchem Ende die Streitigkeit führen soll, die er zu einem wesentlichen Theil auf die Spitze getrieben hat. Mag daher der Vorgang „correct" nach dem sogenannten Ehrencodex sich abgewickelt haben und dabei buchstabenmäßig die Ordre des Kaisers beachtet worden sein —, mit dem Geiste der kaiserlichen Ordre können wir solche Vorgänge nicht in Einklang bringen. Und dieser Geist der kaiserlichen Ordre kommt in bestimmtester Form in der Einleitung zum Ausdruck, in der der Kaiser sagt: „Der Officier muß es als Unrecht erkennen, die Ehre eines Anderen anzutasten. Hat er hiergegen in Uebereilung oder Erregung gefehlt, so handelt er ritterlich, wenn er an seinem Unrecht nicht festhält, sondern zum gütlichen Ausgleiche die Hand bietet." Wer hiergegen als Officier verstößt unter so erschwerenden Umständen, wie im vorliegenden Fall, darf — die principielle Seite der Duellfrage für sich gelassen — vor allen Dingen nicht das Verfügungsrecht über die „Bedingungen" behalten.

Die „Deutsche Tageszeitung" warnt davor, aus dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche, nach dem die bestehenden Handelsverträge höchstens bis 1907 verlängert werden dürfen, den Schluß zu ziehen, daß Deutschland etwa geneigt sein könnte, den bestehenden, mit dem Jahre 1903 ablaufenden **Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn** bis 1907 zu verlängern. Sie weist darauf hin, daß nicht nur die Landwirthschaft, sondern auch die deutsche Exportindustrie den gegenwärtigen Vertrag als ungünstig ansehe. Mit dieser erfreulichen Thatsache auch für die Interessen von Handel und Industrie steht es einigermaßen im Gegensatze, daß die „Deutsche Tagesztg." am Schlusse ihres Artikels sagt: „Mit Ende 1903 wird entweder ein neuer Zollvertrag mit höheren Zollsätzen für nach Deutschland eingehendes Getreide in Kraft treten, oder an Stelle eines Zollvertrages der autonome Zolltarif." Wenn sich also nur höhere Getreidezölle herausrücken lassen, so mögen nach der „Deutschen Tagesztg." im Uebrigen die Nachtheile des gegenwärtigen Vertrages für die Industrie ruhig bestehen bleiben. Von einer Neigung, die Interessen von Landwirthschaft und Industrie in gleich energischer Weise wahrzunehmen, ist also nicht die Rede. Im Uebrigen aber wird man mit der „Deutschen Tagesztg." darin übereinstimmen können, daß das im Jahre 1903 etwa noch bestehende unsichere Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn für Deutschland keine Veranlassung sein kann, den gegenwärtig bestehenden Handelsvertrag einfach über das Jahr 1903 hinaus zu verlängern. Wenn Oesterreich und Ungarn sich nicht mit einander einigen können, so ist nicht abzusehen, weshalb Deutschland darunter leiden soll.

Gestern hat sich das **Ministerium Waldeck-Rousseau** der Kammer vorgestellt und der Ministerpräsident hat das Programm desselben entwickelt. Sein Debut war nicht sein Ende, denn die Kammer hat die Erklärung der Regierung gebilligt. Aber welch ein Vertrauensvotum! Für das Ministerium stimmten 263, gegen dasselbe 237 Abgeordnete, das ist also eine Mehrheit von ganzen 26 Stimmen. Da nicht weniger als 84 Abgeordnete sich der Stimme enthielten, kann jeder Tag den Sturz der Regierung bringen. Nur 23 Stimmen retteten das Cabinet vor der Votirung der einfachen Tagesordnung, das heißt vor der Mißtrauenskundgebung der Deputirtenkammer. Ein anderes Resultat war freilich kaum zu erwarten, obwohl Waldeck-Rousseau die tiefsten Verbeugungen vor der Armee machte und sehr deutlich zu verstehen gab, daß er mit seinen Ministercollegen gar nicht daran denke, die compromittirten Spitzen derselben zu verfolgen, sondern daß man, wenn Maßregeln gegen sie nothwendig sein sollten, maßvoll sein würde, um so maßvoller, je höher die Betreffenden stünden. Das war doch verständlich genug. Und trotzdem versagte das Gros der gemäßigten Republikaner, das doch wahrhaftig alle Ursache gehabt hätte, mit der Haltung der Regierung zufrieden zu sein! Die Erklärung ist einfach darin zu suchen, daß ein Theil derselben unter Méline schon kaum mehr im republikanischen Lager steht, ein anderer größerer Theil aber, der das rothe Gespenst der socialen Republik noch mehr als die Reaction fürchtet, es Rousseau nicht verzeihen kann, daß er der äußersten Linken zwei Portefeuilles überlassen und das radicale Element überhaupt vorwiegend bei der Cabinetsbildung bedacht hat. Daß die socialistische Gruppe sich gestern theilen würde, wußte man schon vorher, nicht aber, daß ihre Vertreter in der Kammer so scharf gegen Waldeck-Rousseau und besonders gegen den „Bürgergeck" Gallifet losgehen würden. Es ist zu befürchten, daß diese Rabiaten die Vernünftigeren noch mit sich fortreißen, und dann ist der Sturz des Cabinets erst recht sicher. Allerdings hat der Senat sich mit großer Mehrheit für das Cabinet ausgesprochen, aber abgesehen davon, daß von den 300 Senatoren 88 nicht abstimmten, ist der Senat nicht der ausschlaggebende Faktor. Man darf kaum erwarten, daß die Regierung den Spruch des Rennes Kriegsgerichts noch erlebt, zumal da demselben schon jetzt mit tumultuösen Kundgebungen präludirt wird. Ueber die in Versailles vorgekommenen Ausschreitungen gegen die Juden berichteten wir bereits — sechs junge Leute, welche den Pförtner des israelitischen Tempels überfielen, werden gerichtlich verfolgt werden —, heute meldet uns der Telegraph über eine Demonstration von Dreyfusfreunden das Folgende:

* **Brest**, 27. Juni. (Tel.) Die Anhänger der Revision wollten gestern Abend in einem außerhalb der Stadt gelegenen Saal eine Versammlung abhalten. Da der Besitzer des Saales dessen Hergabe verweigerte, versuchten etwa 300 bis 400 Personen in die Stadt zurückzukehren, um dort Kundgebungen zu veranstalten. Die Polizei sperrte das Stadtthor ab. Die Theilnehmer an der Kundgebung zogen darauf unter den Rufen: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Dreyfus!" an den Quais entlang und gelangten durch ein anderes Thor in die Stadt. Die Polizei zerstreute die Menge und nahm einige Verhaftungen vor.

Was die nächsten Tage bringen werden, ist ungewiß, ebenso ungewiß wie das Schicksal des Cabinets, um das es sich nicht mehr allein handelt. Auffallend zurückhaltend waren in der gestrigen Kammersitzung die Gegner des Cabinets Rousseau: Méline, die Antisemiten, die Nationalisten, die Klerikalen und die Monarchisten. Keiner ergriff das Wort. Halten sie die Zeit für Thaten gekommen?

Der erste Act des Dramas „Arbeitersperre" in Dänemark hat, wie den „Hamb. Nachr." aus Kopenhagen geschrieben wird, mit dem einstimmigen Erkenntniß des gemeinsamen Ausschusses geschlossen, nach welchem von den 9 eingereichten Klagen der Arbeiter 2 als unberechtigt abgewiesen worden, während der Ausschuß in den übrigen Klagesachen für Recht erkannte, daß die Arbeitersperre keiner strafbaren Rechtsverletzung gleichkomme, wenn auch die verhängte Sperre den seiner Zeit getroffenen Vereinbarungen widerstrebe und nicht mit den Voraussetzungen in Einklang zu bringen sei, von denen die Arbeiter bei Feststellung dieser Vereinbarungen ein Recht gehabt haben könnten, auszugehen. In diesen etwas auf Schrauben gestellten Worten, mit denen weder die Arbeitgeber, noch die Arbeiter ganz zufrieden sind, liegt doch für erstere die Anerkennung, daß dieselben sich keiner Beeinträchtigung rechtlicher Befugnisse schuldig gemacht haben, während den Arbeitern gleichzeitig ein formelles Recht zur Klage eingeräumt wird. Nur schade, daß dies salomonische Urtheil der Rechtskraft entbehrt und überhaupt nur insoweit für den weiteren Gang der Sache von Bedeutung ist, als dasselbe bei dem Versuche eines nachträglichen Vergleichsverfahrens auf die streitenden Parteien einen Einfluß wird ausüben können. Da das erwähnte Erkenntniß keine Rechtskraft hat, so ist ein nachträglicher Vergleich über den Gegenstand des Streites zulässig, und damit beginnt also der zweite Act, hoffentlich der Schlußact, dieses Schauspiels. Bei diesem Versuche eines Ausgleichs wird der Ausschuß als Einigungsamt fungiren. Der Verein der Arbeitgeber hat in Anlaß des eben gefällten Urtheils über Aufhören oder Nichtaufhören der Arbeitersperre bislang keine Entscheidung getroffen und die Arbeitgeber haben darüber wie auch über das Verhalten während der bevorstehenden Vermittelungsversuche einer auf morgen zusammenberufenen Generalversammlung das Recht der Entscheidung vorbehalten. Die Arbeiter dagegen haben sich beeilt, die Vorschläge in Betreff des zu constituirenden Einigungsamtes, dessen Zusammensetzung und Verfahrungsweise zu acceptiren. Das auswärtige Amt in Kopenhagen warnt in einer Bekanntmachung dänische arbeitslose Handwerker davor, nach Deutschland zu reisen, so lange die Arbeitssperre dauert, da einem Berichte des dänischen Generalconsulats in Berlin zufolge diese Arbeiter nur in den wenigsten Fällen in Deutschland werden Arbeit finden können.

Einen sehr bezeichnenden Commentar zu den beständigen Vorwürfen der panslavistischen Blätter gegen die **Finländer** und deren angeblichen „Haß" gegen Rußland bildet in vielfacher Hinsicht der folgende, in verschiedenen finländischen Blättern veröffentlichte Aufruf zu Gunsten der von der gegenwärtigen Hungersnoth heimgesuchten russischen Gouvernements:

„Schon seit Monaten sind Gerüchte zu uns gedrungen von der entsetzlichen Noth und dem Elend, das in mehreren Gouvernements

---

Feuilleton.

6]

Die weiße Nelke.

Roman von Isidore Kaulbach.

Nachdruck verboten.

„Ich habe ihm selbst zu diesem Bilde Modell gestanden", sagte Meta. „Ach, wenn ich das hätte ahnen können! Sie! Sie und Herr Claasen verlobt?" Sie wischte hastig ihre Thränen ab. „Ihnen, Fräulein Seydel, Ihnen hätt' ich seine Liebe gegönnt! Für Sie möcht' ich Sonne, Mond und Sterne haben! O, wenn ich es doch früher gewußt hätte! Aber was kann ihn dazu bewogen haben, Fräulein Goladtka zu malen? Was sollte diese leidenschaftliche Auseinandersetzung? Was bedeutete es, daß die Schauspielerin todt in seinem Zimmer gefunden wurde — Abends spät; und er — er selbst war verstört, mit Blut bedeckt und wie ein Abwesender, als man ihn verhörte. Warum, warum das Alles?"

Die Worte stürzten förmlich von den Lippen des Mädchens. Auf Elisabeth's Frage nach dem Abend des Mordes und dem Verhör am folgenden Morgen schilderte Meta mit der ihr eigenen Lebendigkeit Alles, wie es sich zugetragen hatte.

Nur ein Mädchen von der Seelenstärke Elisabeth's konnte mit dieser scheinbaren Gelassenheit solche Thatsachen anhören, von denen jede einzelne ihr eine Qual bereiten mußte.

„Kannte Herr Glaubitz Fräulein Goladtka nicht?" fragte Elisabeth.

„Herr Glaubitz sagte, daß er die Ermordete nur von der Bühne her kenne; über ihre näheren Verhältnisse wußte er nichts. Wollen Sie das verhängnißvolle Zimmer einmal sehen? Frau Freytag hat gewiß nichts dagegen, wenn ich es Ihnen zeige."

„Führen Sie mich hin", bat Elisabeth. „Der Wunsch, das Zimmer zu sehen, hat mich hierher kommen lassen. Hat das Gericht es wieder freigegeben?"

„Ja", sagte Meta, indem sie mit Fräulein Seydel die Treppen hinunter ging.

Unten fanden sie die Thür zum Corridor und zu dem verhängnißvollen Zimmer weit geöffnet, und als sie über die Schwelle traten, bemerkten sie darin Frau Freytag und Rieke in lebhafter Unterhaltung.

Meta klopfte an.

„Dürfen wir eintreten? Fräulein Seydel möchte gern einmal das Zimmer ansehen, wo das Verbrechen geschah. Sie kennt Herrn Claasen und nimmt Antheil an seinem Schicksal."

„Treten Sie nur näher; Guten Morgen, liebes Fräulein Seydel — denken Sie, was Rieke und ich soeben — —, nein, was uns eben auffällt — —" Die lebhafte kleine Frau konnte vor Erregung keinen zusammenhängenden Satz bilden und zog Elisabeth an beiden Händen in das Zimmer.

Elisabeth sah Frau Freytag fragend an. Welch' ein Orkan von Empfindungen durchbrauste ihr Gemüth! Hier war sein Zimmer! Jeder Gegenstand, jedes Möbel schien von ihm zu ihr zu reden! Hier hatte er gelebt, hier ihrer gedacht, und dann war das Furchtbare hier geschehen! — — Die Standhaftigkeit brachte zum ersten Male das starke Mädchen zu verlassen. Frau Freytag sah an dem feuchtschimmernden Glanz ihres Auges, daß der Anblick des Raumes sie heftig ergriff. Doch schob sie diese Erschütterung nur der Erinnerung an das hier geschehene furchtbare Verbrechen zu.

„Nicht wahr, mein liebes Fräulein Seydel, es ist grauenhaft? Ach, und wer hätte das von dem guten Herrn Claasen denken können — — Na ja, man lernt nie aus im Leben. Nun stellen Sie sich vor — als ich mit Rieke hier im Atelier ein wenig Ordnung machen will — was denken Sie, was wir gefunden haben? Oder vielmehr — nicht gefunden — das ist ja gerade das Wunderbare, daß wir es nicht gefunden haben. Mein Gott, ich bin noch ganz verwirrt! Also hören Sie zu: wie wir hier nebenan im Atelier Ordnung machen, da frage ich Rieke: „Ja, wo ist denn der Schmuck hingekommen?" Und Rieke sieht sich um und schreit auf und sagt: „Herrgott — der Schmuck ist weg!" Wir suchen und suchen, aber der Schmuck ist verschwunden."

„Was für ein Schmuck?" fragten Meta und Elisabeth wie aus einem Munde.

„Ja — ganz recht, das müssen Sie erst wissen. Herr Claasen hat das Fräulein Goladtka nämlich mit einem prachtvollen Schmuck um den Hals gemalt — Sie können ihn sehen auf dem Bilde hier nebenan. Meist schloß ihn Herr Claasen weg, aber zuweilen vergaß er es auch, und dann blieb der Schmuck im Atelier auf dem Tische liegen. Es war eine dreireihige, lange Goldkette mit grünen Steinen darin — und nun denken Sie sich, daß uns einfällt, Rieke und mir, daß wir den Schmuck noch am Nachmittag vor dem Morde wieder im Atelier haben liegen sehen, auf dem kleinen runden Tische neben der Staffelei. Rieke hat ihn am Nachmittag da gesehen, und wie ich um sechs Uhr wegging, als Herr Claasen schon fort war, da war er auch noch da. Ich freute mich noch darüber, wie die Steine funkelten."

„Am Tage, als das Verhör hier stattfand, und wir Alle den Kopf verloren hatten vor Aufregung, da dachten wir natürlich nicht an den Schmuck, der hier gelegen hatte. Aber heute, beim Aufräumen, da fällt es mir ein; wir haben das ganze Atelier und dieses Zimmer durchsucht nach dem Schmuck und nichts gefunden. Ist das nicht seltsam?"

Eine heiße Welle schlug in Meta's Wangen.

„Wenn der Schmuck gestohlen ist, dann hat der Dieb Fräulein Goladtka ermordet, daran ist kein Zweifel!" rief sie aus. Impulsiv und jedem raschen Gefühl nachgebend, zog sie sofort einen neuen Schluß.

Elisabeth vermochte nicht gleich zu sprechen. Am liebsten hätte sie laut hinausgejubelt über die unerwartete Nachricht. Hier leuchtete ein erster Rettungsstrahl für den Geliebten. Was Meta soeben ausgesprochen hatte, das erfüllte auch ihre Seele mit freudiger Hoffnung: der Dieb des Schmuckes mußte nothwendig auch der Mörder der Schauspielerin sein. Aber sie wollte Frau Freytag ihre Erregung nicht verrathen, sie bezwang sich mit Gewalt und sagte so ruhig als möglich:

„Zeigen Sie das jedenfalls gleich dem Gericht an. Würden Sie es eventuell beschwören können, den Schmuck um sechs Uhr noch gesehen zu haben?"

„Mit heiligem Eide."

„Und Sie?" wandte sie sich an die Magd.

„Ich habe ihm liegen sehen als ich reinmachte an dem nämlichen Nachmittag. Großer Jott! Am Ende komme ick noch selber vor's Jericht, weil Sie glauben, ick hätt' ihn jestohlen. Frau Freytag, dann ist die Spree mein nächster Weg."

„Unsinn, Rieke, sei nur sachlich, wenn sie Dich ausfragen."

Auf Elisabeth's Bitte betraten die vier Frauen nun das Atelier und betrachteten in stummer Ergriffenheit das Bild der Ermordeten. Auf ihrem weißen Halse blitzte der Schmuck, wie Frau Freytag ihn beschrieben hatte, von Meisterhand gemalt. Tief in die Seele prägten Elisabeth und Meta sein Abbild, von dieser Stunde an gewiß, ihn wiederzuerkennen, wenn er ihnen je vor Augen kommen sollte.

Während Frau Freytag und Rieke noch einmal ein nutzloses Suchen begannen, ging Elisabeth mit Meta in das andere Zimmer zurück und musterte den Raum von Neuem, der ihr um des Geliebten willen so theuer war. Trotz der frischen Hoffnung in ihrer Brust drohte die Wehmuth sie oft zu überwältigen.

„Sehen Sie", erklärte Meta, als sie an dem Sessel standen, vor dem die Leiche der Schauspielerin gelegen hatte, „dort lag sie — ganz in Weiß gekleidet, so blond und schön, daß Einen der Jammer erfaßte, wenn man sie ansah; und hier fand der Rechtsanwalt Glaubitz den Dolch, mit dem sie erstochen ist; und dort lag die große weiße Nelke, die Allen auffiel, weil man noch keine derartige Blume gesehen hatte. Es ist ja schrecklich, daß Herrn Claasen der Dolch gehört!"

Elisabeth nickte stumm; sie wollte ihre Hoffnung nicht vor den Frauen nebenan aussprechen. Meta nahm ihre wortlose Bejahung für einen Ausdruck des Schmerzes und rief lebhaft: „Fräulein Seydel, trösten Sie sich; es ist noch nicht Alles verloren; ich will thun, was Sie wollen; ich will bei dem Haupterhöre, wo ich als Zeugin vorgeladen werde, nichts mehr aussagen, was zu seinen Ungunsten sprechen kann — — um Ihretwillen, Fräulein Seydel!"

„Und glauben Sie auch an seine Schuld?" fragte Elisabeth, sie ernst und forschend anblickend.

Verwirrt irrten Meta's Augen im Zimmer umher, ihre Finger schlangen sich krampfhaft ineinander; sie schien mit einem heftigen Widerstreit ihrer Gefühle zu ringen.

„O, Fräulein Seydel!" rief sie endlich aus, „ich habe ihn gehaßt, glühend gehaßt, weil ich dachte, er hätte der Schauspielerin seine Liebe geschenkt; ich weiß nicht, weshalb mich der Gedanke wahnsinnig machte; und als sie ermordet war, da wußte ich in meiner sinnlosen Leidenschaft nicht mehr, was ich that. Nur Racheverlangen erfüllte mich, und deshalb bohrte sich in mir der Gedanke fest: er ist schuldig an dem Verbrechen! Vergeben Sie es mir, Fräulein Seydel! Jetzt, da ich die Wahrheit darüber weiß, wen er liebt, will ich an seine Unschuld zu glauben versuchen. Was kann ich für Sie thun, Fräulein Seydel?"

„Nichts für mich — Alles für ihn", gab Elisabeth zur Antwort. „Hören Sie mich an", fügte sie leiser hinzu, so daß die Beiden im Nebenzimmer sie nicht verstehen konnten, „wir sind nur zwei schwache Mädchen, die nichts von der Juristerei und ihren Spitzfindigkeiten verstehen. Aber trotzdem wollen wir für ihn zu wirken suchen, nicht wahr? Für ihn, den wir Beide lieben — ja, Meta, Sie lieben ihn auch, ich fühle und sehe es, und Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen. Nein, meinen Sie nicht, wir müssen die Augen offen behalten, um Alles zu sehen, Alles zu erforschen, was zum Beweis von Richard's Unschuld werden könnte. Da Sie so gut und großmüthig waren, Meta, mir zu sagen, daß Sie mir seine Liebe gönnen, so brauchen Sie ihn ja nun auch nicht mehr zu hassen. Im Gegentheil — Sie können mit mir zusammen arbeiten, suchen, umherspähen — gerade hier im Hause ist vielleicht noch irgend eine Spur — um unserm gemeinsamen Ziele zu dienen. Es ist ein kühnes Unternehmen, und ich weiß nicht, ob es uns gelingen wird, meinen Verlobten zu retten, den die Herren Juristen so gern verdammen möchten.

SLUB
Wir führen Wissen.